

Wesen, so erlangt ihr unmittelbar das Tao Buddhas. Der Dharma wartet nicht auf euch! — Geht nun auseinander! Ich kehre nach Tsau Ki¹ zurück. Wenn ihr Zweifel habt, so kommt nur, und wir wollen einander befragen.“

Da erlangten der Vizeamtman, sein Beamtenstab und die guten Männer und gläubigen Frauen in der Versammlung jeglicher die Erschließung des Verständnisses, empfing sie im Glauben und übte sie bewahrend aus.

NEUE ARCHÄOLOGISCHE FUNDE IN DER TAKLA-MAKAN-WÜSTE CHINESISCH-TURKISTANS VON DR. EMIL TRINKLER, BERLIN

Im Winterhalbjahr 1927/28 weilte ich fast vier Monate mit nur ganz kurzen Unterbrechungen in den Teilen der Takla-Makan-Wüste Chinesisch-Turkistans, in die einst die Flüsse tiefer eindringen und in denen auch die heutigen Wasseradern zum Teil eine andere Laufrichtung einschlugen. Breite Gürtel aus totem Pappelwald säumen die alten Flußbette ein; vom Alter und von der Sonne gebleicht, recken die zundertrockenen und spröden Stämme ihre knorrigen Äste in die Luft.

Wenn auch meine Arbeiten in erster Linie geographischen Untersuchungen gewidmet waren, so wurden durch den Besuch und die Entdeckung alter Ruinen auch archäologische Funde gemacht.

Am Südrande der Wüste trifft der Reisende häufig große Flächen an, die über und über mit Tonscherben bestreut sind. Diese Tonscherbenflächen, auf denen man außer roten und braunen z. T. glasierten und einfach verzierten Tonscherben noch Glasperlen, chinesische Münzen (meist der Han-Periode angehörend) findet, bedecken oft ein großes Areal. Aurel Stein hat in seinen Werken diese Tonscherbenflächen als „Tatis“ bezeichnet, und er hat sie auch auf seinen Karten durch besondere Signatur vermerkt. Nördlich von der kleinen Oase Pjalma hatte ich das Glück, auf eine Tonscherbenfläche zu stoßen, die zur Entdeckung kleiner buddhistischer Schreine führte.

Als ich zuerst diese „Tatis“ besuchte und dort Tonscherbe an Tonscherbe liegen sah, war mir die Entstehung dieser Flächen nicht klar. Aus der Form der Scherben und aus den noch oft an diesen erhaltenen Henkeln ersieht man, daß sie aus dem Zerfall von Krügen oder Töpfen hervorgegangen sein müssen. Die auf den Scherben angebrachten Verzierungen sind sehr verschiedenartig aus-

¹ Tsau Ki, Name einer Stadt, 30 Li südöstlich von Schau Dschou Fu in der Provinz Kuangtung. „Tsau Ki“ wird übrigens in den Schriften der Meditationssekte oft zur Bezeichnung des 6. Patriarchen an Stelle seines eigentlichen Namens oder an Stelle seines geistlichen Namens verwandt.

geführt. Es lassen sich einfache Rautenmuster und Wellenlinien neben künstlerisch ausgeführtem kleinen Terrakottaschmuck erkennen. (Tafel 2, Abb. 1.) Irgendwelche bauliche Überreste sind auf solchen Tonscherbenfeldern nicht zu finden. Die Gefäße, aus deren Zerfall die Tonscherben hervorgingen, müssen von ganz verschiedener Größe gewesen sein. Zwischen den Tonscherben verstreut liegen hie und da meistens stark abgegriffene und mit dicker Patina überzogene chinesische Wutschu-Stücke sowie kleine blaue Glasperlen und z. T. verkohlte Knochenreste. Aurel Stein hat mehrfach zum Ausdruck gebracht, daß wir wohl in diesen Tonscherbenflächen Überreste ehemaliger Siedlungen erkennen müssen, die stark unter der Wind-Erosion gelitten haben. Alle nicht widerstandsfähigen Bestandteile wie z. B. die aus getrockneten Lehmziegeln erbauten Mauern wurden dem Erdboden gleichgemacht, und nur die festeren, unzerstörbaren Teile, wie Tonscherben, Metallgegenstände usw., haben der Zerstörung standhalten können. Zweifellos haben sich viele Ruinen in der Wüste so gut erhalten, weil die alten Siedlungen, bald nachdem sie verlassen waren, von Sand eingedeckt wurden. Aber es gibt auch in der Wüste große „Tatis“. So entdeckte Huntington 1903 im Norden des Ruinenfeldes von Niya eine große Tonscherbenfläche. Man kann sich kaum vorstellen, daß in diesem Ruinenbezirk die geographischen Bedingungen an so benachbarten Stellen so verschieden sein können, daß an der einen Stelle die Ruinen vollkommen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht wurden, während sich die alten Hausruinen an anderer Stelle so ausgezeichnet erhalten haben. Wenn diese „Tatis“ durch den Zerfall alter Wohnhäuser entstanden wären, müßten wir ferner notgedrungen annehmen, daß die einzelnen Behausungen auch wohl sehr dicht aneinander standen, denn sonst ließe sich die Fülle von Tonscherben wohl nicht erklären. Die alten Siedlungen bestanden aber zum größten Teil aus einzelnen Lehmhäusern, die über eine größere Fläche (bis zu 20 qkm) verteilt waren. Durch eine absolute Nivellierung einer Ruinenstätte, wie sie uns in Niya oder Dandan-oilik entgegentritt, würde meines Erachtens niemals ein typisches „Tati“-feld entstehen können.

Huntington hat die Ansicht geäußert, daß das große Tonscherbenfeld nördlich der Niya-Ruinen einer älteren Kulturepoche angehören kann. Leider ist eine genauere Datierung der „Tatis“ nicht möglich, da die dort gefundenen chinesischen Münzen nur Wutschu-Stücke sind. Aber ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß wir in den Tonscherbenflächen Reste einer älteren, primitiveren Kulturepoche erkennen können. Das häufige Vorkommen von Han-Münzen macht es wahrscheinlich, daß diese alten Wohnbezirke bis in die Han-Zeit zurückreichen. Die Wohnungen waren vielleicht viel primitiver als die Behausungen, die wir aus den Ruinen des 3. Jahrhunderts n. Chr. kennen.

Während meiner Untersuchungen der „Tatis“ drängte sich mir aber auch noch eine andere mögliche Erklärung auf. Wir wissen, daß die Bevölkerung zu jener Zeit buddhistisch war und daß die Toten verbrannt wurden. Skrine hat uns von einem mit zwei Henkeln versehenen Krüge berichtet, der mit Knochen- und Aschenresten angefüllt war und der in einem kleinen Hügel gefunden wurde. Im 5. Jahrhundert n. Chr. wurden nach einer chinesischen Quelle, die uns Abel Rémusat in seiner „Histoire de la ville de Khotan“ zugänglich gemacht hat, die Toten im Khotan-Bezirk verbrannt, die Knochen vergraben und über der Grabstelle ein kleiner Reliquienschrein errichtet. Der oft zahlreiche Glas- und Steinschmuck sowie die chinesischen Münzen, die auf diesen „Tatis“ verstreut liegen, sind wohl als Grabbeigaben anzusehen.

Ein den „Tatis“ ähnliches Tonscherbenfeld hat Aurel Stein in Darel im oberen Indus-Tal entdeckt. Man zeigte ihm dort eine verfallene Terrasse, deren Oberfläche und Hänge mit Bruchstücken rot verzierter Tonscherben sowie mit Resten verkohlter menschlicher Knochen übersät waren. Beim weiteren Durchsuchen des Bodens kamen Glasperlen, Glasstückchen und metallene Überbleibsel zum Vorschein. Dieser Platz hatte in vormohammedanischer Zeit als Grabstelle gedient.

Auch in der Gegend von Karaschahr hatte Stein Urnenfriedhöfe gefunden. Er schreibt darüber wie folgt¹:

„A peculiar and probably late development of the Stupa was represented by circular structures resting on polygonal bases and covered by flat domes which in their inner chambers seemed to have afforded shelter to funeral deposits. Many such deposits in the form of urns and little wooden boxes full of calcined bones were also dug up along the foot of square towers recalling Buddhist funeral monuments in Ladak.“

Und an anderer Stelle macht er die Bemerkung:

„The frequency with which cinerary urns and boxes were found around some of the shrines was a curious feature of the site, but of traces of the abodes of the living there were none.“

Ich glaube, daß auch manche der Terrakotten aus Yotkan als Grabbeigaben zu deuten sind. Viele der Tonkrüge, an denen als Verzierung die Löwenköpfe oder ein Gorgonenhaupt sich befinden, sind sicher Urnen gewesen. Auch die deutschen Turfanexpeditionen haben Urnenfelder angetroffen². So glaube ich, daß wir in den in der Literatur als „Tati“ bezeichneten Tonscherbenfeldern am Südrande der Takla-Makan-Wüste Überreste alter Urnenfriedhöfe vor uns

¹ Aurel Stein: Ruins of Desert Cathay. London 1912 II. 366. 370.

² A. v. le Coq: Chotscho. Tafel 65a.

haben, z. T. vielleicht auch Überreste einer älteren Kultur, die wahrscheinlich zur Zeit der Han-Dynastien in Blüte stand. Eine gründliche Untersuchung aller „Tatis“ sowie der Kulturschicht von Yotkan könnte noch sehr wertvolle Ergebnisse zeitigen. (Tafel 2, Abb. 2.)

Ein großes Tonscherbenfeld im Norden der Oase von Pialma führte zu der Entdeckung eines Ruinenfeldes, das bisher noch ganz unbekannt geblieben war. Ich hatte von Guma aus einen Vorstoß in die Takla-Makan gemacht, um ein Bild von dem Verlauf der Grenze der absolut sterilen Wüste gegen die jetzige Oasenzone zu gewinnen. Bei dieser Expedition in die Wüste, die zehn Tage dauerte, stieß ich auf die großen toten Pappelwaldgürtel, die in dem Gebiet zwischen dem Chotän- und Jarkend-darya ein großes Areal einnehmen. Ich hatte diesen Abstecher aber auch aus dem Grunde unternommen, weil ich glaubte, daß in diesem Abschnitt der Wüste auch noch alte buddhistische Ruinen zu finden sein müßten. Als Geograph sagte ich mir, daß die vom Kunlun herabkommenden Flüsse im Abschnitt zwischen dem Chotän- und Jarkend-darya ehemals auch tiefer in die Wüste vorgedrungen sein mußten, genau so wie der Tschira- und der Niya-darja, die im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrtausends mehr Wasser führten als heutzutage. Auch Flußverlegungen hatten sicher in diesem Teil des Tarimbeckens stattgefunden, und es war daher sehr wahrscheinlich, daß auch noch alte buddhistische Ruinen zu finden sein mußten. Mit Ausnahme einiger verfallener Stupas besaßen wir von buddhistischen Ruinen in diesem südwestlichen Abschnitt der Takla-Makan keine Kenntnis. In einer Entfernung von 50 km nördlich der großen Straße, die Jarkend mit Chotän verbindet, stieß ich bereits auf eine zum größten Teil fast ganz unter Sanden begrabene, primitive Hirtensiedlung. Als ich die Tamariskenhügelzone, die den Südrand der Sandwüste bildet, verließ und die große Tonebene betrat, die allmählich in die Kies- und Schotterzone übergeht, fiel mir zunächst eine große Tonscherbenfläche auf. An verschiedenen Stellen waren aus der Tonunterlage Rücken und Terrassen herausgeschnitten, die den sogenannten „Jardangs“ der Lobwüste ähneln. Am Fuße einer solchen Terrasse stieß ich auf zerbrochene Stukkoreste, und ich erkannte sofort, daß es sich um Darstellungen von Lotusblumenblättern handelte. An verschiedenen Stellen ließ ich graben, und bald stießen meine Leute auf Überreste eines kleinen buddhistischen Tempels. Im Sande lagen unzählige kleine Stücke zerschlagener großer Buddhastatuen. Bald kamen auch kleinere Plastiken zum Vorschein, so z. B. Buddha-Statuetten und Ghandarvis. Bemerkenswert war ein reichverzierter Sockel, der von einem Fries eingefast war. Dieser Fries zeigte Darstellungen, die denen ähneln, die wir heute noch oft an den Tschorten Ladakhs

finden. Dargestellt ist ein Vogel, der aus dichtem verschnörkelten Rankenwerk hervortritt. Die einzelnen Platten zeigen an einigen Stellen noch Spuren blauer und dunkelrotbrauner Bemalung. (Tafel 2, Abb. 3.) Über diesem Stukkofries läuft ein aus Ton modelliertes Diademband; der ellipsoïdförmige Stein wird von der Darstellung eines Perlenkranzes eingefaßt. Die einzelnen Steine sind durch ein schnallenähnliches Ornament voneinander getrennt. Auf diesem Unterbau saß der Lotusblumenkelch, der Spuren rötlicher Bemalung aufwies. Von der großen Büddhafigur, die der Sockel einst getragen haben muß, war leider nichts mehr erhalten. Ein kleines Relief zeigte kränzetragende Eroten, wie sie uns aus den Gandhara-Skulpturen bekannt sind. Im Sande, am Fuß des Sockels, las ich eine Münze vom Wutschu-Typ auf.

Etwa 200 m nördlich von dem kleinen, soeben beschriebenen Sockel stieß ich auf die Reste eines anderen Tempels. Hier legten meine Leute einige gut erhaltene Lotussockel frei, auf denen einst ebenfalls lebensgroße Buddhas gestanden haben mußten, aber nur die Füße waren noch erhalten. Die übrigen Teile der Statuen waren vollkommen zerschlagen und lagen im Sande umher. Einige schöne gebrannte Formen zeigten, daß die Skulptur auch hier größtenteils Formkunst war, genau wie im Turfan-Bezirk. (Tafel 3.)

Westlich von den zerfallenen kleinen Schreinen legten wir die Überreste einer fast ganz eingeebneten Hausruine frei. Hier wie auch überall in den Ruinen der kleinen Schreine waren Brandspuren häufig. Verkohlte Holz- und Aschenreste waren vielerwärts dem Sande beigemengt. In dieser Hausruine kamen chinesische Münzen (Wutschu-Stücke), Gewebereste, ein alter Schuh, kleine Glasperlen und patinierte Kupferschnallen zum Vorschein. Bei den meisten Glasresten handelt es sich fast immer um einfarbig blaues oder blaugrünes Glas, aber in dieser Hausruine fand ich ein aus vielen farbigen, gedrehten Gläsfäden bestehendes Stück.

Ein großer, gesprungener, granitner Mühlstein zeigte mir, daß einst Wasser bis in diese Ruinenstätte vorgedrungen sein muß. Systematische Grabungen im Bereich dieses Ruinenfeldes würden sicher noch weitere Funde erschließen. Leider hat dies Ruinenfeld stark unter Wind-Erosion wie auch unter Feuer gelitten, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Werk der Zerstörung hier gewaltsam vor sich ging.

In Hüan Tsangs Bericht haben wir einen Anhaltspunkt, um welche ehemalige Siedlung es sich bei dieser Ruinenstätte handelt. Der chinesische Pilger, der im 7. Jahrhundert n. Chr. auf seiner Reise durch Innerasien diese Gegenden auch besuchte, berichtet uns über einen Ort namens Pochi-eh (Phou-kia-i), der ungefähr 300 li westlich von Chotän gelegen haben soll. Hüan Tsang sagt über

diesen Ort: Wenn ein Reisender Chotän verlassen hat und 300 li (2—3 li ein Kilometer) gen Westen gegangen ist, so kommt er nach dem Ort Phou-kia-i. Dieser Platz war weithin berühmt wegen einer wunderbaren Buddhastatue. Sir Aurel Stein hat bereits darauf hingewiesen, daß dieser Platz in der Nähe des heutigen Pjalma sein muß, und so halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß die alte Ruinenstätte, die ich entdeckte, mit Phou-kia-i oder Pochi-eh identisch ist.

Einige wichtige archäologische Aufschlüsse konnte ich noch an dem bereits von Aurel Stein untersuchten Rawak-Stupa gewinnen. Gleich nach meiner Ankunft daselbst zeigte mir die 1901 von Stein aufgenommene Kartenskizze, daß die Sanddünen, die zur Zeit seines Besuches einen Teil der Stupa-Anlage überdeckten, beträchtlich gewandert waren, so daß jetzt ein Teil des Südwestwalles unschwer freigelegt werden konnte. (Tafel 4, Abb. 5.)

Ich begann meine Grabungsarbeiten am äußersten Westende der den Stupa-turm umgebenden Galerie. Der obere Teil der Statuen war hier leider vollkommen zerstört, denn hier hatten zweifellos eingeborene Schatzgräber sich schon betätigt, um archäologische Entdeckungen auf ihre Art zu machen, d. h. um nach Gold oder Silber zu suchen.

War der Oberteil der Figuren an dieser Stelle sehr schlecht erhalten — manchmal fehlte er ganz —, so zeigte doch der untere Teil sehr schön die Merkmale der Gandhara-Schule. Je weiter die von mir angestellten Arbeiter nach der Mitte des Südwestwalles, wo die Sandüberdeckung am mächtigsten war, vorstießen, desto besser erhaltene Statuen kamen zum Vorschein. Sehr schön ausgeführt waren die Aureolen, die die Köpfe der Buddhas einfaßten und die in ihrer Ausführung in der indischen Kunst wohl kaum ihresgleichen haben. (Tafel 4, Abb. 6.) In die Aureolen sind kleine sitzende Buddhas eingefügt. Auch in die großen Aureolen, die die ganzen Statuen umkleiden, sind kleinere stehende Figuren eingesetzt. In meiner Sammlung habe ich eine kleinere Skulptur, die ebenfalls sehr schön eine derartige Anordnung zeigt. (Tafel 4, Abb. 7.) Auch in einigen Fresken von Dandan-oilik sehen wir dasselbe. Zwischen den großen Statuen, die oft überlebensgroß sind, sind an der Umfassungsmauer auch noch kleinere Figuren, sitzende und stehende Buddhas, vorhanden.

Während auf der Südost-Außenwand, die von Aurel Stein freigelegt wurde, die Statuen kaum noch eine Spur von Bemalung erkennen ließen, zeigen die von mir ausgegrabenen Stücke an der Südwest-Außenwand noch dunkelrote Bemalung. Die Köpfe der Figuren waren einst vergoldet, was durch Fünkchen von Blattgold bewiesen wird, die wir an einigen Köpfen noch erkennen konnten.

Wohl eine der interessantesten Entdeckungen hier am Rawak-Stupa war die Auffindung alter Wandmalereien, die an der Rückwand, gegen die die Statuen

gelehnt waren, zum Vorschein kamen. Diese Wandmalereien sind also sehr wahrscheinlich älter als die großen Statuen, und vielleicht sind sie mit den von Stein in den Ruinen von Miran am Südrande der Lobwüste aufgefundenen Malereien gleichaltrig (3. Jahrh. n. Chr.). Unter diesen Wandmalereien fällt das Bild eines Mannes auf, der einen Spitzbart hat und einen seltsamen Kopfputz trägt. Prof. von Le Coq, dem ich das Bild einst zeigte, hat den Mann für einen Ostasiaten gehalten. (Tafel 4, Abb. 8.)

Der ganze Rawak-Stupa muß einst ein prächtiges Bild geboten haben; vielleicht wird es eines Tages möglich sein, die ganze Stupa-Anlage freizulegen.

YANG GUI FE

VON FRIEDA FISCHER-WIERUSZOWSKI

Wer in China kennt sie nicht, die holde Yang Gui Fe, das Symbol aller weiblichen Grazie, Anmut und Schönheit! Wer in China weiß es nicht, daß selbst ein Kaiser sich ihren Reizen nicht zu entziehen vermochte und ihnen erlag!

Es war im Jahre 756 in Tschang An, dem heutigen Sianfu. Prinz Schuo hatte Yang Gui Fe zu seiner Geliebten erkoren. Der Ruf ihrer bezwingenden Schönheit verbreitete sich über das ganze Land, so daß der kaiserliche Vater des Prinzen, Ming Huang Di, diese Blume seines Reichs von Angesicht zu Angesicht zu sehen begehrte. Er befahl sie zu sich. Hingerissen von so viel Schönheit, entführte er Yang Gui Fe seinem Sohn, behielt sie in seinen Privatgemächern als erste Favoritin, die dem Range nach nur der Kaiserin nachstand, und all sein Denken und Tun galt von nun an nur ihrem Dienst. Er vergaß aller seiner ihm bis dahin streng bewußten Herrscherpflichten, vergaß seines Volks und lebte in zügelloser Verschwendung und Pracht nur seiner Leidenschaft für Yang Gui Fe. Ihre Brüder, Kinder eines untergeordneten Beamten, erhob er zu höchsten Ministern, ihre Schwestern zu ersten Hofdamen. Ihre engere und weitere Familie nährte sich von den Einkünften des Staates und wurde mit Ehren und Reichtümern überhäuft.

Nie war China gewillt gewesen, einen unwürdigen, pflichtvergessenen Herrscher auf dem Thron zu dulden. Eine Revolution zwang Ming Huang Di zu eiliger Flucht. Obgleich er die Brücken des We-Flusses hinter sich abbrennen ließ, gelang es seinen Verfolgern, ihn und seinen ganzen Troß gefangenzunehmen. Als Buße verlangten die Aufrührer das Leben Yang Gui Fes. Man tötete sie auf der Stelle. Auch ihre Verwandten fielen der Volkswut zum Opfer. Ming Huang Di aber zwangen sie zur Abdankung zugunsten seines Sohnes, indem er selbst das Bekenntnis seiner Unwürdigkeit ablegen mußte.

Aber Ming Huang Di vergaß Yang Gui Fe nicht das Glück, das sie seinem Herzen gegeben. Er weihte sein Leben der Hingabe seiner Gedanken an die geliebte, schöne Yang Gui Fe.

Unzählige Erzählungen und Legenden berichten über Yang Gui Fe. Der klassische Dichter Du Fu, der im Verein mit dem genialen Li Tai Bo am Hofe Ming Huang Dis, dieses Freundes und Beschützers aller Künste, ein beliebter Gast war, besingt ihre Schönheit in begeisterten Liedern, und die Maler aller Zeiten halten ihr Andenken im Bilde fest.

Yang Gui Fe, hier steht sie vor uns in ihrer fraulichen Lieblichkeit. Rank und schlank. Auf dem schönen Nacken das zarte Köpfchen, demütig geneigt, das Gesicht ein vornehmes Oval,